

nimmt und die richtigen Zahlen ausspuckt. Mit Computern kann man vielleicht das Wetter vorhersagen oder einen Schachmeister besiegen, aber den Einlauf eines Pferderennens bestimmen? Unmöglich.

Irgendwann hatte jeder Turf-Profi ein Schlüsselerlebnis, das sein Selbstvertrauen in gigantische Höhen trieb und in ihm den Wunsch weckte, für den Rest des Lebens sein Geld mit Wetten zu verdienen. Charlie Höhler, der keine zehn Minuten von der Gelsenkirchener Bahn entfernt aufwuchs und schon als Knirps mit zu den Rennen lief, erlebte diesen Augenblick kurz nach seinem 16. Geburtstag.

Gewiß, er hatte auch schon vorher gewonnen. Seine Mutter, die immer die Wertscheine abgeben mußte, weiß noch genau, was die Dreierwette zahlte, näm-

Sekunde Zeit. Wer vom Wetten leben, mit den Wett-Erlösen seine Rechnungen, sein Essen, seine Miete bezahlen will, muß andere Informationen haben, nur dann ernährt die Sache ihren Mann.

Er muß wissen: Wie schnell sind die Pferde am Renntag? Charlie steht deshalb jeden Morgen mit der Stoppuhr beim Training und mißt ihre Kilometerzeit, ein wichtiges Indiz, denn bei den Trabern kommen meist gleichrangige Pferde an den Start. Charlie: „Der Schnellste gilt als Favorit, aber entscheidend ist die Tagesform.“

Wie hat der Favorit morgens gefressen? Ist er erkältet? Hat er Husten? Wenn ja, kommt er, ähnlich wie ein grippegeplagter Mensch, geschwächt an den Start. Solche Informationen, egal ob er sie vom Stallburschen oder Trainer

Charlie Höhler sagt: „Überall wird geschoben, aber wenn es so viel Besteckung gäbe, wie immer behauptet wird, könnte unsereiner gar nicht existieren. Da müßte man jedes Mal Angst haben, daß irgendeiner ein Ding dreht.“

Diesmal, in Gelsenkirchen, setzt er im vorletzten Rennen 6000 Mark auf einen dreijährigen dunkelbraunen Hengst mit Namen „Koran“.

Daß er auf Sieg wettet, ist selten. Bei den Trabern enden etwa 70 Prozent aller Rennen mit Favoritensiegen, entsprechend wenig zahlt die Siegwette. Da muß es schon ein Außenseiter wie „Koran“ sein, den er wochenlang sorgfältig beobachtet hat, um sicher zu sein, daß das Pferd seine Höchstform noch nicht überschritten hat. Darin besteht die Kunst: auf ein Pferd in dem Augenblick zu wetten, in dem es an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit läuft.

„Koran“ hat einen guten Start, läßt sich aber in der Mitte des Rennens auf die zweite Spur drängen, „die Todesspur“, wie Charlie sie nennt, weil ein Pferd aus dieser Position so gut wie nie gewinnen kann.

Auf der Geraden macht „Koran“ mächtig Tempo und geht schließlich noch Kopf an Kopf mit einem Konkurrenten durchs Ziel – totes Rennen, also zwei Sieger? Es dauert fünf Minuten, bis das Zielphoto entwickelt ist; Zeit genug für Charlie, um über die Härte des Schicksals nachzudenken. Sein Herz pumpt wie verrückt, seine Nieren rebellieren, er rennt zum Klo.

Dann der Richterspruch: „Erster: Koran.“ Charlie atmet tief durch, er wußte, daß nur „Koran“ gewinnen konnte. Sekunden später kommt die Korrektur: Der Sieger ist auf den letzten Metern galoppiert, er muß disqualifiziert werden.

Charlie wird blaß, die Adern an den Schläfen treten hervor. Erst fünf Minuten später hat er das Ergebnis verdaut, nun sieht er darin sogar etwas Positives: Grausamer kann er sein Geld nie wieder verlieren.

EISKUNSTLAUF

Das Schlimmste

Noch immer dürfen Eiskunstläufer nicht so kreativ sein, wie sie könnten: Das umstrittene Pflichtprogramm fordert mehr Trainingszeit als die Kür.

Bei der Spurensicherung gehen die Bährtenleser in die Knie wie Winnetou. Manchmal prüfen sie die Ritzen auf dem Eis sogar bäuchlings. Bei der Pflicht im Eiskunstlauf verrichten die Preisrichter Millimeterarbeit.

Kaum ein Zuschauer sieht dabei zu. Deshalb ernten die Schiedsrichter am nächsten Abend oft Pfiffe und Schmäh-



Gedränge am Wettschalter (in Hamburg): Tips vom „Henker“?

lich 795 Mark, als er sie zum erstenmal traf; er war damals neun.

Mit zwölf kam er aufs Gymnasium und kannte zu diesem Zeitpunkt schon jedes Pferd, jeden Fahrer, jeden Trainer. Und er kannte ihre Macken. Als er dann vier Jahre später als einziger unter Tausenden die Dreierwette traf – es gab 133 000 für zehn –, konnte ihm niemand mehr das Abitur schmackhaft machen.

Statt zur Schule ging er auf die Rennbahn. Seit sechs Jahren denkt er nur noch ans Wetten, an die Pferde, an die Rennen, ans Gewinnen, ans Verlieren. „Ich wär’ doch verrückt, wenn ich was anderes machen würde, es gibt nichts, was ich besser kann als wetten.“

Wie schnell ein Pferd im letzten Rennen gelaufen ist, wo, gegen wen und auf welchem Boden, das weiß jeder Rennbahnbesucher, der sich eine Wettzeitung kauft. Die Papierform interessiert Charlie nicht, daran verschwendet er keine

erhält, sind viel Geld wert. Nützliche Auskünfte, das wissen alle in dieser Branche, werden von ihm gut honoriert. Wer etwas weiß, sagt es ihm, das ist nicht verboten. Wenn Charlie dann mit seiner schriftlich fixierten Marschroute auf der Tribüne erscheint, ist er der bestinformierte Mensch auf der Rennbahn.

1000 Mark pro Rennen muß er schon setzen, sonst lohnt es sich nicht, denn in einer Beziehung ist es wie beim Roulette: Je höher der Einsatz, je mehr Möglichkeiten bei der Dreierwette kombiniert werden, desto größer sind die Gewinnchancen.

Dann ist die Sache, sagt Charlie, fast risikolos – wenn man mal davon absieht, daß ein Pferd beim Start behindert werden kann, daß es galoppieren, daß die Leine reißen, ein Geschirrdefekt auftreten, der Reifen eines Sulky’s platzen, der Fahrer einen schlechten Tag haben kann oder bestochen wurde.

hungen aus dem Publikum, wenn eine Eispinzessin trotz hinreißender Kür vermeintlich um ihren goldenen Lohn betrogen wird. Hatte sie zuvor in der Pflicht versagt, war niemand aus dem Jubelpublikum anwesend.

Der Alptraum der Pflicht beginnt früh. „Wir mußten schon um sechs Uhr beginnen“, erinnerte sich Trainer Günter Zöller, einst Eiskunstlauf-Meister der DDR. „Da mußten wir um vier Uhr aufstehen.“

Bei den Eiskunstlauf-Europameisterschaften letzte Woche in Dortmund begann die Pflicht erst um acht – immer noch zu früh für Eisathleten, die ihr Bestes an Rhythmus, Kraft und Kreativität in der Kür zwischen dem Abendessen und Mitternacht aufbieten sollen.

Für Zuschauer findet die Pflicht nicht nur zu früh statt, die geometrischen Figuren auf graugefärbtem Eis – grau, weil sich darauf die Kufenschnitte am deutlichsten abzeichnen – langweilen auch unendlich. Das Fernsehen bleibt fern, Preisrichter, Wettkämpfer, Trainer und Eislaufmuttis sind unter sich.

Oft zieht sich die kalte Fröhschicht bis zu sechs Stunden hin. Die Läufer tragen wärmende Pullis, die Mädchen müssen im dünnen Flitterröckchen kringeln, so will es die Gewohnheitsregel. Angeblich ist dann die Körperhaltung besser zu beurteilen – als ob die Männer keine Hosen tragen.

Alle Wettkämpfer müssen 41 Pflichtfiguren üben, bis zu fünf Stunden täglich, vielfach doppelt so lange wie ihr Kürprogramm. Drei Figuren werden bei Meisterschaften ausgelost. Die heißen etwa „Wende vorwärts auswärts“, was drei aneinanderstoßende Ringe meint, die teils vorwärts, teils rückwärts auszuführen sind, oder „Gegen-Dreier-Paragraph“ – eine Acht. Jeder Kringel muß dreimal möglichst deckungsgleich aufs Eis gezeichnet werden: Die Preisrichter prüfen penibel nach.

Ein ungewollter „Kantenwechsel ist das Schlimmste“, plauderte die deutsche Schiedsrichterin Erika Schiechl aus der Eisschule. Wackler, Zacken und Abweichungen finden sich immer: In nahezu 100 Jahren Eiskunstlauf-Geschichte vermochte noch kein Wettkämpfer seine Schlingen und Achter anstandslos einzuritzen.

Dabei wird es bleiben. Die beste Pflichtnote erwarb sich vor zehn Jahren die Österreicherin Beatrix Schuba mit einer 5,2 (möglich sind 6,0). Doch gewöhnlich ist die 4 schon die Schallgrenze.

Trixi Schuba brachte es dank ihres Pflichtvorsprungs auf zwei Europatitel, Ondrej Nepela aus der CSSR auf fünf. Beide waren Olympiasieger und Weltmeister. Der Kanadier Toller Cranston konnte wegen seiner Pflichtschwäche niemals Weltmeister oder Olympiasieger werden. Kreativen Eisläufern Pflichtfiguren abzufordern entspricht dem Vergleichen, Picasso drei Verkehrsschilder



Pflichtlaufen in Unna vor Preisrichtern: „Steril geblieben“

malen zu lassen, deckungsgleich und frühmorgens, bevor er seine Bilder hätte ausstellen dürfen.

Im freien Kürteil entwickelte sich der Eiskunstlauf ständig: Zweifache und dreifache Sprünge gingen in das Repertoire ein, vierfache Sprünge werden bereits geprobt. Die Pflicht ist dagegen „steril geblieben“, schrieb das Ost-Berliner „Sportecho“, und hat „die Jahrzehnte ohne Veränderungen überdauert“.

Pflichtverteidiger begründen, jeder Läufer müsse die geforderten Figuren auch für die Kür beherrschen: wohl, aber niemals deckungsgleich. Einleuchtender klingt das Argument, daß Berufstrainer ohne Pflichtübung einen Großteil ihrer Lehrgelder einbüßen würden.

Der erfolgreiche deutsche Trainer Erich Zeller, der auch Marika Kilius und Hans-Jürgen Bäumler zur Weltmeisterschaft führte, berichtete, daß sich 1978, als der Internationale Verband (Isu) über einen Pflichtverzicht diskutierte, „vier Fünftel der Trainer für die Pflicht ausgesprochen“ haben.

„Die Pflichtfiguren müssen sterben“, hatte 1980 der damalige Isu-Präsident Jacques Favart aus Frankreich gefordert. „Sie sind eine Zeitverschwendung und hindern die Eisläufer daran, mehr kreativ zu sein.“

Dazu erwies sich das Pflichtprogramm als zusätzlicher Kostenfaktor für alle Veranstalter internationaler Meisterschaften. Die Dortmunder Titelkämpfe kosteten 1,5 Millionen Mark, die Pflicht-Wettkämpfe verlegten die Organisatoren nach Unna, als wollten sie unterstreichen, daß sie nicht zum Kernprogramm gehören.

Vor allem der Druck der Zuschauer führte Regelveränderungen herbei. Der Pflicht-Anteil bei der Gesamtbewertung sank von 60 auf 30 Prozent. Statt dessen führten die Funktionäre eine Neuerung ein, die sogenannte Pflichtkür. Sie schreibt den Wettkämpfern bestimmte Elemente wie Sprünge und Pirouetten in einer Zwei-Minuten-Schau vor. Die Läufer dürfen jedoch Reihenfolge und musikalische Untermalung selber festlegen. Die Kurzkür geht mit 20 Prozent in die Gesamtnote ein.

Eine Kurzkür mit vorgeschriebenen Hebungen und Sprüngen verlangen die Preisrichter seit der Regeländerung von 1973 auch den Paaren ab. Der frühere kanadische Weltmeister Donald Jackson begrüßte die Neuerung „als eine gesunde Weiterentwicklung“. Pflicht-Spezialist Nepela dagegen würde sie am liebsten „wieder streichen und dafür zwei zusätzliche Pflichtfiguren aufnehmen“.

Doch vorläufig zittern und verkrampten die meisten Eisläufer weiter vor dem Pflichtverhängnis. Eislaufmuttis ziehen sich nervös in entfernte Ecken zurück und lenken sich strickend ab. Die bevorstehende Weltmeisterschaft, überlegte die Mutter der Österreicherin Sonja Stanek, „das ist fast ein Pullover“. Sogar Jutta Müller, die erfolgreichste DDR-Eislauftrainerin, fiel vor Erregung fast von der Bank, als ihre Läuferin ein bißchen verwackelte.

Einen Funken Hoffnung verbreitet der einstige CSSR-Weltmeister Karol Divin: „Im Jahr 2000 wird es überhaupt keine Pflicht mehr geben.“